

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt**

20 (16.3.1847)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 16. März 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wils. Brandecker.

N<sup>ro</sup>. 20.

## Der Sohn des Königsmörders.

(Fortsetzung.)

3.

Wohin?

Ein reges Treiben herrschte auf der Rhede von Calais; Schiffe kamen an und gingen; Boote mit schweren Waarenballen beladen ruderten hin und her; auf dem Lande drängten sich Karrenschieber und Lastträger; auf dem einen Schiffe arbeiteten die Seeleute im Schweiße ihres Angesichtes, während auf einem andern sie sich in müßiger Ruhe sonnten. Zu einem Schiffer, der sich mit breit ausgespreiteten Beinen an das Bollwerk lehnte und behaglich seine Pfeife rauchte, trat ein Knabe und schien denselben um Etwas zu fragen. Der Seemann schüttelte den Kopf, und der Knabe entfernte sich langsam.

Der Schiffer aber hatte die Pfeife sinken lassen, starrte dem Knaben bedenklich nach und schüttelte abermals den Kopf. Da trat zu ihm ein Mann in einem schlichten schwarz wollenen Rocke, mit dergleichen Beinkleidern und Strümpfen, mit, gegen die Sitte der damaligen Zeit, niedergekämmten Haaren, der fragte: Warum schüttelst Du also, Freund, den Kopf über den Knaben, war es ein Bettler, oder einer der Gaunerbuben, von denen so viele hier umherlungern?

Das nun wohl eben nicht, erwiderte der Seemann, aber ein Bahnsinniger ist es wohl. Der Knabe steht aus, als würde er in der kommenden Stunde dahinsterven, und doch treibt er sich schon mehrere Tage umher und forscht immer nach einem Schiffe, das nach Afrika segelt, um mit demselben dorthin zu reisen. Fragt man ihn, was er in dem fernem unbekanntem Lande will, so ist seine Antwort so sinnesverwirrt, daß man wohl merken muß, wo es ihm fehlt.

Dem Manne in dem schwarzen Kleide schien diese Auskunft nicht ganz zu genügen, und da der Knabe noch immer in der Nähe umherschlich, trat er selbst zu ihm heran und fragte freundlich: Mein Sohn, was suchst Du hier?

Ich suche, entgegnete der Knabe, nach einem Schiffe, das nach Afrika segelt und das mich mitnehme dorthin.

Kind, sprach der Mann weiter, Du bist schwach und kränklich, fürchtest Du nicht, die ferne Reise und die dort Dir fremden und feindlichen Menschen.

Mir, großte der Knabe finster, sind alle Menschen feind. Dort will ich in einer Wüste mich bergen, leben in der Gemeinschaft mit wilden Thieren, aber nicht mit Menschen.

Schauernd trat der Mann bei diesen Worten des Knaben zurück; er schien empört und war im Begriff, sich von ihm zu wenden, da fiel sein Blick noch einmal auf dessen bleiches, eingefallenes Angesicht, in welchem alle Züge schlaff und erstorben, und in dem nur das Auge in wildem Feuer glühte. Er faßte des Knaben Rechte und hielt sie lange in der seinigen, dann sprach er: Du bist nicht krank, nicht sinnverwirrt, wie auch ich anfangs bei Deinen Worten glaubte, aber eben weil Du nicht geisteschwach, war Deine Rede sundhaft und lästernd. Wo sind Deine Eltern?

Todt! hauchte es dumpf von den Lippen des Knaben.

Beide? forschte mitleidig der fremde Mann, Deine Mutter? —

Starb, fiel der Knabe ein, als ich noch in der Wiege lag. Armer Verwaister! und Dein Vater?

Es zuckte krampfhaft auf dem Antlitz des Knaben, aber er schwieg.

Und Dein Vater, fragte der Mann dringender, wo ruht er, wo ist sein Grab?

Er hat kein Grab auf Erden! flüsterte der Knabe.

Er ertrank im Meere, rief der fremde Mann.

Der Knabe schüttelte heftig den Kopf.

Da fragte der Mann weiter: Wo sind Deine Anverwandten.

Geächtet und vertrieben aus dem Lande, entgegnete eintönig der Knabe: Ich weiß ihren jezigen Namen nicht, wie sie den meinen nicht wissen, denn der, den uns die Geburt gegeben, ist vertilgt worden von dem Gesetze, und wer ihn wagt fortan zu führen, stirbt den Henkertod.

Da kam über den Mann die Ahnung der schaurigen Wahrheit; er faßte des Knaben Hand und flüsterte: Jetzt begreif ich, warum Du unter wilden Thieren und nicht unter Menschen leben willst. Aber fort muß Du aus diesem Lande. Er faßte des Unglücklichen Hand, führte ihn zu dem Seemann zurück und sprach: Capitain Wilson! dieser Knabe ist mein Gefährte auf der Reise. In dem Augenblick, wo der Wind sich wendet, segeln wir nach Dover.

4.

## Die Enthüllung.

Fünfzehn Jahre waren seitdem verfloßen, man zählte nun seit der Geburt des Weltheilands 1625. La Rose war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt und zu einem ergreiften Jüngling herangewachsen, denn sein Leben hatte keine Blüten, keinen Frühling, keine Glückstauschungen, keinen Freudenhimmel gehabt. Wie sein Körper welk und gebrechlich war, schien auch in seiner Brust Alles erstorben und verödet, und doch konnte sein Geist mit eben so furchtbarer, als rastloser Thätigkeit nach einem Ziele hinstreben, und ihm gelang, was keinem andern Menschen möglich war. Kaum der Herr seines schwächlichen Körpers, schlich er einem Krüppel gleich daher; seine Glieder hingen wie gelähmt an ihm nieder, und tonlos und matt rangen kaum verständlich die Laute aus seiner Brust hervor, aber wenn ihn die dämonische Erregung ergriff, spannten sich fehnig seine Arme; er konnte dem stärksten Mann widerstehen, und seine Stimme ward dann ein rollender Donner, der die Massen des Volkes gewaltsam nach seinem Willen bewegte, denn der Unfriede und die Zwietracht herrschten damals in England und erwachsen immer riefziger; in der Kirche herrschten gefährliche Spaltungen, und das Parlament stand seinem Herrscher feindlich gegenüber. La Rose hatte die Rechte eines englischen Bürgers erhalten und nannte sich nun Franziskus Seymour, nach seinem Wohlthäter, dem Puritaner, dessen ungeheures Vermögen er ererbt hatte, aber er genoß den Glanz des Reichthums nicht und lebte ärmlicher, als der elendeste Bettler Londons; dennoch wagte ihn Niemand geizig zu nennen, denn er war der Wohl-

thäter und der Abgott des Volkes, dessen Elend er linderte, wo er nur konnte.

Die Nacht hatte begonnen, aber nicht mit ihrer Stille, mit ihrem Frieden. Die Hauptstädte unsers kultivirten Erdtheils kennen nicht die heilige Ruhe; ewig brauset und stürmet es in ihren Sündenkratern, und wenn der thätige, arbeitssame Bürger Thür und Haus schließt, beginnt erst das wilde Treiben der Schwelger und der Verbrecher. Doch in der engen Winkelgasse, welche La Rose bewohnte, ertönte nur selten der Fußtritt eines verspäteten Nachtwanderers, und noch seltener vernahm man das ferne Rollen eines Wagens. Er aber saß noch wach in seinem Gemache; die enge Zelle eines Karthäusers, die Felsenklucht eines Anachoreten, die Höhle eines Einsiedlers im gelobten Lande hätte sich mit der Bequemlichkeit dieser Behausung missen können. Die Wände und die niedre Decke waren völlig unbekleidet; auf dem Lager mangelte selbst das Stroh, es bestand nur aus einer Erhöhung von einigen rohen Brettern, und vertrat zugleich die Stelle eines Sitzes, denn kein Schemel, keine Bank befand sich in dem Zimmer. Das einzige Geräth, welches das Daseyn eines Menschen verrieth, war ein alter unzierlicher Tisch, auf dem eine Lampe glimmte. Diese erlosch nur selten, denn die Wohnung war von hohen Mauern umrandet, und in den trüben Nebeltagen, deren London so viele zählt, ward es nicht licht in diesem Raume, und es blieb dort dunkel, wie in dem Herzen seines Bewohners. So saß er auch jetzt schlaflos auf seinem Lager und schien einem Ereigniß entgegenzuharren. Da schlugen endlich die Kirchenglocken an und kündeten des Tages letzte Stunde; jetzt regte sich La Rose. Die Zeit ist gekommen, sprach er, wo ich ermächtigt bin, die Siegel zu lösen. Aus seinem Busen zog er jene Papiere hervor, die er als Knabe geborgen in jener Schreckensnacht; lange starrten seine Blicke auf den Umschlag, ehe er die Siegel lösete; endlich brach er dieselben. Die Schriften, welche ihm entgegenfielen, waren nicht, wie er doch vermuthet hatte, von seines Vaters Hand. Es waren Briefe auf seinem zierlichen Seidenpapier, von einer ihm fremden weiblichen Hand geschrieben. Wohl war die Tinte schon vergelbt und erblichen, wohl war der Inhalt der Schriften oft räthselhaft und dunkel, aber sie schienen ihm doch etwas Furchtbaren, Unerwartetes, Ungewöhnliches zu entdecken, denn sein Auge erglühete wieder, sein gebeugter Nacken erhob sich, und die Stirnader schwoll hoch empor; über ihn kam wieder jene zauberhafte Erregung, die ihn so fremdartig sonderte von dem gewöhnlichen Menschengeschlecht. Und wie er die Papiere alle durchlesen, durchforscht hatte, ballte er im wilden Ingrimm seine Fäuste gen Himmel empor, und nicht auf seinen Lippen, wohl aber in seinen Blicken schwebte eine drohende Frage an das Jenenseits. Da erhalten in der Nähe und Ferne alle Glocken der Kirchen und der dumpfe Widerhall des Geschüzes tönte daher; die Lampe glimmte matter, der Morgen graute; La Rose raffte die Papiere zusammen, hüllte sich ein in seinen Mantel und verließ seine Wohnung.

#### Der Einzug.

Auf den Straßen war ein greller Wandel vorgegangen; die Trauerzeichen um den Tod Jakob des Ersten waren überall verschwunden. Die Häuser in den Hauptstraßen prangten festlich mit Kränzen geschmückt, auf den Freitreppen dufteten köstliche Blüthen und die Gewächse fremder Zonen, vor jedem Fenster standen farbenreiche Blumen, und die Erker und Balkone waren mit kostbaren Teppichen von Sammet und Goldbrokat verziert; auf der Themse flatterten von den Masten der Schiffe lange bunte Wimpel und die Flaggen von Albion und Frankreich im Vereine. Des Tages gewöhnliche Mähen und Geschäfte ruhten, Läden und Gewölbe

waren geschlossen, dagegen trieb sich in dem Nebelmeere des Frühmorgens das Volk in großen Massen umher und mehrte sich mit jedem Augenblick. Lauter und schneller tönten die Glocken, mächtiger dröhnten die Geschütze einander entgegen; auf den Erkern, auf den Balkonen und an den Fenstern erschienen nun hochgeputzte Herren und Frauen, die, wie das Volk unten auf der Straße, einem ungewöhnlichen Ereigniß entgegenharrten. Dampf brausend, wie des Meeres Wogendrang, wälzten sich noch neue Schaaren des Volkes daher, die Straße war überfüllt mit Menschen, kein Vor-, kein Rückschritt mehr möglich, selbst die steilen Dächer der Häuser waren nun mit Zuschauern bedeckt, und an den gefährdrohenden Giebeln hingen Neugierige und starrten von dort auf die Ferne nieder. Da erklangen Pauken, Zinken, Trompeten und Posaunen. Fester drängte sich das Volk zusammen. Niemand vermochte mehr, Hand und Fuß zu regen, aber nur so war es möglich, daß ein enger Raum in der Mitte der Straße entstand, durch den der nahende Festzug der einziehenden Königin wandeln konnte. Voran schritten in bunten, grellfarbigen Kleidern, fast den Schalksnarren ähnlich, die Spielleute, dann kamen die verschiedenen Gewerke und Hundwerker mit ihren Bannern und Inzeichen, jeder Verein angeführt von seinem Altmeister, dann die Gilden der Schiffeleute, deren aufgeschlagene Hüte mit goldenen Ankern geziert waren, und die in den Händen kleine, bunte zierlich geschnitzte Ruder trugen, sodann die Junker der Kaufleute und Handlungsherren in gar köstlichen, mit Zobel verzierten Gewändern; sodann erschienen die Hofdiener, ihnen folgten die Staatsbeamten; nun kamen die verschiedenen Ordensritter in ihren fremdartigen Festkleidern, das jüngste Mitglied von jedweden Orden trug auf einem goldbrokatnen Kissen die Zeichen, die Gesetze und die Privilegien des Ordens. Nun ritten auf stolzen Rappen, die mit langen kostbaren Scharlachdecken verziert, deren Hufe mit Silber beschlagen und von deren Häuptern wilschweise Straußfedern niederwallten, die Stadt- und Reichsherolde daher, ihnen folgten die Läufer mit ihren Peitschen und Silberstäben, und jetzt erst nahete, von zwölf muthigen silberschimmernden Rossen gezogen, der goldgleisende Spiegelwagen, und in diesem die junge Königin Henriette Maria, die Tochter Heinrich des Vierten und der Maria von Medicis, neben ihrem Gemahle Carl dem Ersten. Wohl war sie schön, die jugendliche Königin, welche kaum sechszehn Lenze zählte, eine stolze, herrliche Gestalt, in ihrem Auge glühte eine fromme Schwärmerei, während auf der hohen Eisenbeinstirn das Bewußtseyn ihrer Würde thronete; das Volk blieb stumm bei ihrem Anblick, denn es sah nicht auf die Schönheit, auf die Jugend und den hohen Liebreiz seiner neuen Königin, sondern es gewahrte nur in ihren Händen den verhassten Rosenkranz, das Zeichen ihres Glaubens. Aber von den geöffneten Fenstern und Balkonen der prachtvoll geschmückten Häuser begrüßte sie der freudigste Jubelruf und tausend und abertausend Stimmen riefen ihr entgegen: Heil! Heil Dir, der glücklichen Königin! Und die also Empfangene lächelte freudig; die Seligkeit in ihrer Brust wiederpiegelte sich auf ihrem Antlitz, man sah es ihrer Freude, ihrer Entzückung an, daß sie an die Liebe des Volkes, an die Wahrheit des Ausrufs glaubte, daß es ihr wohlthat, wie alle Blicke nur an ihr hingen. O der Täuschung, o der schmerzlichen Lehre, die sie sogleich empfangen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

#### Lückenbüßer.

Wer auf seinen Reichthum stolziert,  
Hat moralisch schon halb bankrottirt.

## Bilder aus Oberschwaben.

### 1. Der Wochenmarkt.

„Fernher blinkt der Alpen Kette,  
Schon erathm' ich Schweizerluft.“

A. W. Schlegel.

Wer sich jemals in Oberschwabens südlichem Theile das etliche Stunden vom Bodensee entfernte schöne Thal, umkränzt von freundlichen Nebgeländen, geschmückt mit lieblichen Gärten und zahlreichen Landgütern, durchweht von den frischen Lüften der benachbarten Alpen und belebt von der Schussen rüstigem Fluß, über dessen Brücken die mürriichen zähen Kornspeculanten jeden Samstag ihre Geld- und Fruchtsäcke führen, und worin sich Weingartens Tempel und Klöster, diese herrlichen — wenn auch etwas stiefmütterlich berücksichtigten — Denkmäler frommerer Tage, und das vielgetürmte lebhaft Ravensburg mit seinen unralten Mauern spiegelt, — wer sah jemals dieses Paradies Oberschwabens, das die mit unvergänglichem Eise bepanzer- ten Riesen der Schweizerberge bewachen, wer hörte jemals davon, ohne daß er mit der angenehmen Erinnerung an das- selbe den Wunsch verband, auch in der Ferne von ihm und von dem Leben in ihm zuweilen etwas zu vernehmen? Spre- chen wir aber von diesem Leben in und um Ravensburg, was bietet es unserer Aufmerksamkeit Interessanteres dar, als den Wochenmarkt, der daselbst alle Samstage ab- gehalten wird? Wäre er nicht schon dadurch merkwürdig, daß er fast immer das Ansehen eines Jahrmarktes hat, so wäre er es schon seines Alters wegen.

Am 10. Januar dieses Jahres waren es 561 Jahre, seitdem Ravensburg von dem leutseligen Kaiser Rudolph dem Habsburger die Freiheit erhalten hatte, „einen Wochen- markt als auf den Samstag zu halten.“ „Alle, so denselben besuchen werden, sollen“ — wie es in diesem Freiheitsbriefe heißt — „von demselben bis in ihre Heimath frei, sicher Geleit und Fried, auch die Freiheit nach Marktrecht haben.“ Von Kaiser Friedrich III. bekam die Stadt im Jahre 1464 die für die Zunahme und Erweiterung ihres Marktes so wichtige Freiheit, daß auf die Entfernung von einer Meile von ihren Mauern kein Jahr- und kein Wochenmarkt angelegt werden dürfe, und der zu Altdorf cassirt seyn solle. Daß Ravensburg schon vor mehr als vier Jahrhunderten als der wichtigste Markt dieser gan- zen Gegend geachtet wurde, dafür zeugt insbesondre auch das Vorhaben der damals daselbst wohnenden und hauptsächlich im Besitze des Handels sich befindenden Juden, welche die Schussen von Ravensburg bis an ihren Einfluß in den Bodensee schiffbar machen wollten. König Wenzeslaus, Karls IV. Sohn, gab der Stadt hiezu im Jahre 1400 die Erlaubniß und erlaubte ihr auch, die Dauer ihres Jahrmar- kes vom St. Veitstage bis zum 29. Juni zu verlängern. Wer möchte sich nicht versucht fühlen, bei diesen denkwürdi- gen Tagen alter Selbstherrlichkeit einer Stadt etwas zu verweilen?

Um wie viel reiner als jetzt war damals noch das Sit- tengold, als Jeder gestraft wurde, der dem Andern, „es sei im Schimpf oder Ernst“, ein böses Jahr wünschte, — als noch 1 Pfund Pfennige zahlen mußte, wer einem Uebles nachredete, — als um eben so viel jede Frau gestraft wurde, die ein Seidentuch auf dem Kopfe trug, — als an die Fer- tigung eines Kleides keine mehr als 3 Gulden rücken durfte, — als bei keiner Hochzeit mehr als 4 Musikanten spielten, — als Jeder, der vermischten Wein ausshenkte, zur Strafe dem Wirthmann ein Pfund und den Bürgern ein Pfund Pfennige zu leisten hatte! Kein Metzger durfte von einem Schwein mehr Würste machen, als dieses Därme in sich trug. Kein

Kannengießer durfte zu 4 Pfunden Zinn mehr als 1 Pfund Blei nehmen. Jeder Bäcker Ravensburgs, der am Wochen- markt Korn kaufte, mußte, bei einer Strafe von 3 Schil- lingen, mindestens ein Drittel des gekauften in der Stadt selbst verbäcken. Vom Fuder Bier passirten vier Eimer ohne Umgeld. Es kommt einem fast vor, als ob der Himmel auf diese und ähnliche frühere Zustände freundlicher, als auf die jezigen herabgeschaut habe. Blühten doch in dieser Gegend im Jahre 1289 um Weihnachten die Beilchen, ebenso 1609 und 1706, als man im Dezember die Betten sonnte, die Wäsche auf dem Graben trocknete, als die Mädchen Blumen- kränze wanden und die Buben sich in der Schussen badeten. Im Januar 1721 sah man Schwalben und Maikäfer fliegen, man sammelte Erdbeeren, fegelte im Freien, speiste in den Gartenhäusern, die Aepfelbäume blühten und die Weiber spannen auf der Gasse. Freilich sind in Ravensburgs Erinne- rungen auch magere Jahre verzeichnet, mit welchen das jezige kaum zu vergleichen ist. So kostete während der großen Theu- rung von 1622, zu einer Zeit, da ein Sechsbäzner denselben Werth hatte, wie jetzt 1 fl. 30 fr., 1 Malter Korn von Michaelis bis Martini 80 bis 100 fl. Am 13. Febr. dieses Jahrs kam es zwar bis auf 29 fl. 30 fr., man vermuthet jedoch, daß der Kornpreis, obwohl er vielleicht schon am nächsten Markt 30 fl. übersteigen dürfte, in wenigen Wochen wieder sinke. Man bezahlte 1622 für 1 Pfund Schmalz 1 fl., jetzt kaum 22 kr. Dessenungeachtet ertrug man damals die Noth gelassener und bessern Muthes, als in unsern Tagen. Fern sei es jedoch, alle Klagen, die man im und über dem schönen Schussenthale hört, grundlos nennen zu wollen.

Sieht man jetzt die Bauern der Umgegend an einem Samstagmorgen in langen Reihen von allen Seiten her in die Stadt zu Markt fahren, voll stolzer Behaglichkeit in ihre guttühene Mäntel gewickelt und mit nothloser Bequemlich- keit in ihrem modernisirten, weichsitzigen Wägelchen oder Chais- schen sich ausdehnend, die von einem und sehr oft von zwei wohlgeschirrten raschen Pferden gezogen werden, so vergißt man für einen Augenblick, die Klagen der Gegenwart zu be- denken, und glaubt kaum, daß es die Nachkommen derjenigen seien, die sich einst vor ihre Wagen in liebsteigener Person spannten. Die Zeiten von 1581 sind nicht mehr, da 18 Bauern von Weizreute wegen Mangel an Pferden einen Wagen voll Holz nach Ravensburg zogen und, nachdem sie ihn lange in der Stadt umhergezogen, an Gregor Spanna- gel um 25 Bazen verkauften. Dasselbe thaten 10 Bauern von Ankenreute im Jahre 1616, die ihre Fahrt Holz um 20 Bazen und eine Maas Wein an Andreas Hinderosen verkauften. Jetzt ist es anders. Schon Morgens 9 Uhr fül- len sich die Plätze vor den Wirthshäusern mit Gefährten, die Wirthsstuben mit Marktgästen, das Kornhaus mit frucht- schweren Säcken, und durch die Straßen dampfen die frisch- gefüllten Wursthüßeln in den Armen ihrer stinken Verkäu- ferinnen, die mit ihnen von Wirthstisch zu Wirthstisch eilen und nicht wenige davon verschleifen, da man hier zu Land vielleicht mit Recht lieber den Würsten, als den Eisenbahnen seine Gewogenheit bezeugt. In harmloser Anspruchslosigkeit, aber mit kunstkennerischem Blicke, sucht sich der Wursthfreund sein saftiges Pärchen aus, ergreift es mit Vater Adams Gabel und führt es voll neidweckenden Appetits zu den sehn- süchtigen Lippen.

O süßes, göttliches Behagen,  
Zu stillen seinen matten Magen  
Mit solcher neugeborner Wursth!

Obwohl man aber annimmt, daß jährlich 250,000 solcher Wursthpärchen den Weg alles Fleisches gehen, so scheinen sie gegenwärtig doch die Zeit ihres Ruhmes überlebt zu haben.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,  
So entfleucht das Traumbild eitler Nacht!  
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,  
Was uns einst voll Bonne angelacht!  
Biel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,  
Biel des Schönen starb den frühen Tod!  
Aus den wurstgefüllten Schüsseln schimmert  
Matt der Würste Ruhm in letzter Noth!  
(Schluß folgt.)

### X Ein Duzend Strophen

aus dem Leben eines Geächteten.

1.

Ich war ein stiller Knabe, so weich und liebewarm,  
So fromm und treu ergeben, so fern dem rohen Schwarm.  
Es war ein tiefes Sinnen, es war ein heller Drang,  
Es war ein heilig Beten, es war ein leiser Sang.  
Ein Heimweh war's der Seele, es trieb sie, fortzuzieh'n,  
Und wußte nicht von wahren, und wußte nicht wohin.

2.

Es wollt' ein Himmel werden in dieser engen Brust,  
Voll Schmerzen und voll Wehen, voll Seligkeit und Lust.  
Davon ist sie zerborsten, als Maieknospe thut,  
Von dannen ist die Wunde und ist der Wunde Blut.  
Das sind die Frühlingsrosen, so glühend hoch und roth,  
Die meinen Tag umfränzen, die mir mein Frühlings bot.

3.

Sie hatten mich verwildert, sie hatten mich vergällt,  
Da hatt' ein stolzes Färnen die Seele mir geschwellt;  
Mit Horn und Stolz als Schilden deckt' ich die wunde Brust,  
Dann schlug ich selber Wunden und schlug's mit grimmer Lust.  
Und unter Feindes Aechzen verbarg ich eignes Ach,  
Froh, daß an meinem Harnisch manch plumper Speer zerbrach.

4.

Ich hab' auf ihre Detme mein Zeichen eingehau'n,  
Sie ließen mich die Fersen, die fluchtbestiffnen schau'n.  
Doch bald aus Sumpf und Dickicht, wohin ich sie verjagt,  
Sind sie hervorgekrochen und haben mich gepackt.  
Ich schritt so wehr- und arglos, tief in mich selbst versenkt,  
Gedanke, Sinn und Seele war auf mein Volk gelenkt.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus einem philosophisch-humoristisch-satyrischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

**Amt.** Die Aemter werden verschieden vertheilt; zum Theil von Gott, zum Theil von den Ministern. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, da aber die meisten Aemter von den Ministern vertheilt werden, wo soll da aller Verstand herkommen? (Saphir.) — Staatsämter können nie besser besetzt werden, als wenn die Fürsten sie nur solchen Männern geben, die man zwingen mußte, sie anzunehmen. (C. Bonafont.) — Amt ist HeirathsVogelleim; wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch eine Frau, die alsbald Amt Mann wird.

Debet.

**Anatomie** heißt Zergliederungskunst. Die jungen Mediziner versuchen anfänglich ihre Geschicklichkeit an Hunden und Katzen, dann endlich auch an todtten Menschenkörpern, damit sie, wenn sie später einen Patienten unter die Hände bekommen, nach seinem Tode wissen, was ihm ge-

fehlt hat. Die Damen, denen es nicht erlaubt ist, ihre Kollegien auf der Universität zu lesen, schlagen ihr Theatrum anatomicum in Gesellschaften auf, und anatomiren ihre Freundinnen bei lebendigem Leibe.

**Anbetung.** Ungeachtet in der christlichen Religion Niemand angebetet wird, als Gott, nimmt sich doch der Stutzer, vorzüglich wenn er ein schöner Geist seyn will, die Freiheit, seiner Geliebten zu sagen, daß er sie anbetet. Für das Christenthum ist indessen nichts dabei zu besorgen, denn im Ehestande sieht der Herr immer das Abscheuliche seines bisherigen Götzendienstes ein und bereut es oft sehr bitter.

**Andächtige** ist ein Falsarius des großen Wechsels auf die Ewigkeit, ein Schleich- und Schmutzgefünftler an den Zöllen des jenseitigen Lebens, ein falscher Spiegel auf der langen Bank der Auferstehung. (Saphir.)

**Angenehm.** Mancher ist willkommen wie der Rauch im Auge, wie ein Floh im Ohr, und wie ein Katzenkopf im Fleischtopf, und glaubt doch Wunder wie angenehm er überall ist.

**Angst** ist das Gefühl, das uns beim dunkeln Vorhersehen eines widrigen Zufalles anwandelt. Dem Autor wird Angst vor dem Rezensenten, dem Rezensenten vor der Beleuchtung seiner Rezension, dem Diebe vor der Polizeiwache, dem Zuhörer vor einer langweiligen Predigt, dem Bewalter bei Ablegung der Rechnung, einer jungen Schönen bei der Verbindung mit einem alten Manne, dem Soldaten aber wird nie Angst!

**Anlage.** Jeder Mensch hat zu irgend etwas Anlage, zum Gelehrten, zum Künstler, zum Schuster, zum Advokaten, zum Dekonomen, zum Spieler, Schurken und Dieb, aber nie hört man, daß Jemand Anlage zu einem ehrlichen Manne habe.

**Anleihe** ist ein notwendiges Uebel sowohl für den, der leihen muß, als auch für den, von welchem geliehen wird. Beide zwingt die Noth; jenen, weil er nichts hat, diesen, weil ihm sonst der Ueberfluß auf dem Halse bleibt. Das Uebel aber liegt darin, daß der Leihner nicht weiß, ob er zurückzahlen kann, der Verleiher, ob er zurückempfangen wird. Eine große Kunst ist es, dem Leihen, wie dem Verleihen zu entgehen.

**Anonymus** ist ein Rezensentenkerl, der sich vor Prügelein fürchtet, übrigens ein unschädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theeparthie bittet, und schimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihn aus Versehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines solchen Anonymus ist zuweilen folgender: Er schreibt oder läßt ein Stückchen von sich auführen, läuft dann als Pseudonymus in die „Zeitung“ und lobt sich nach seiner vollen Ueberzeugung, zitiert dann als Anonymus jene Rezension in einer andern Zeitung, schreibt dann eine dritte in einer dritten re, und erklärt in einer vierten, bei seiner Ehre er schreibe nie Rezensionen. (Saphir.)

(Fortsetzung folgt.)

### Charade.

Die erste trug der wack're Ritter,  
Wenn er gekämpft im blut'gen Streit,  
Die zweit' und dritte beim Gewitter  
Aus Fluß und Bächen widrig schreit;  
Das Ganze ist ein buntes Thier —  
Run, Leser, sag' die Lösung mir?

Auflösung des Palindroms in No. 18:

Trug. Gurt.